

TANIA
SCHLIE

dot
books

Die
*L*iebe
der
Mademoiselle
Godard

ROMAN



er genau bestand, aber sie wusste instinktiv, dass er genau das Richtige für sie war. Sie wollte unbedingt herausfinden, wie es möglich war, dass die schwarz-weißen Fotos aus dem großen Apparat herauskamen. Sie konnte es kaum erwarten, das fertige Foto ihrer Tante zu sehen, weil sie feststellen wollte, ob sich die Art, wie sie sich in Szene gesetzt hatte, auf dem Foto wiederfinden ließ. Sie wollte wissen, ob die Kamera die Wahrheit sprach oder ob sie lügen konnte. Und zum zweiten Mal an diesem Tag fühlte sie die Überzeugung, dass das Angebot, für Monsieur Felix zu arbeiten, eine Chance für sie war. Eine Chance, die sie sich auf keinen Fall entgehen lassen würde. Sie musste an die Claudine in den Romanen denken und fühlte eine Welle des Glücks in sich aufsteigen: Endlich hatte auch sie einen Traum, ein Ziel in ihrem Leben! Sie musste nur die Erlaubnis ihres Vaters bekommen und das halbe Jahr überstehen, bevor sie bei Monsieur Felix anfangen konnte.

»Na ja, Fotografin ist vielleicht besser als Köchin oder Hausmädchen«, meinte Camille mit einem Schulterzucken, als Suzanne ihr von Monsieur Felix und seinem Vorschlag erzählte. Die beiden saßen im Garten der Familie de Coligny-Senas. Sie hatten sich ein ruhiges Eckchen gesucht.

»Ich muss dir etwas sehr Wichtiges erzählen«, hatte Suzanne atemlos gerufen, kaum dass sie in der Tür gestanden hatte.

Jetzt war sie enttäuscht über die lahme Reaktion ihrer Freundin.

»In jedem Fall besser als nichts«, setzte Camille nach.

»Besser als nichts nennst du das?«, rief Suzanne aufgebracht. »Aber das ist doch endlich mal was anderes! Ich werde etwas lernen. Vielleicht kann ich später ein eigenes Fotoatelier aufmachen. Oder das von Monsieur Felix übernehmen. Er ist schließlich schon ziemlich alt.«

»Aber ausgerechnet Fotografin?«, gab Camille zu bedenken. »Das ist so wenig ... glamourös.«

»Aber warum sollte es denn glamourös sein? Wer will das denn schon?«

Camille tippte sich mit dem Zeigefinger auf die Brust. »Ich. Ich gehe nach Paris. Ich bleibe bestimmt nicht hier.« Sie bedachte Suzanne mit einem triumphierenden Grinsen.

Suzanne war jetzt richtig wütend. »Aber bisher bist du immer noch hier, oder irre ich mich? Und außerdem: In Paris brauchen sie bestimmt Fotografen, aber ob sie kleine unwissende Mädchen vom Land brauchen?«

»Das werden wir ja sehen!«

Beide schwiegen sich erbost an. Da war es wieder, dieses unangenehme Gefühl, das Suzanne manchmal beschlich, wenn sie mit Camille zusammen war. Sie sah vorsichtig zur Seite, aber ihre Freundin hatte den Blick abgewendet. Camille war ihre beste Freundin, die einzige, die sie überhaupt hatte, und ohne Camille wäre Suzanne bestimmt unglücklich gewesen. Aber Camille fühlte sich gut dabei, wenn Suzanne zu ihr aufsaß, und sie konnte

es nicht ertragen, wenn Suzanne anderer Meinung war.

Camille war die Erste, die das Schweigen nicht länger aushielt. »Was in aller Welt fängt deine Tante bloß mit diesen Fotos an? Und jedes Jahr macht sie ein neues?«, fragte sie.

Ohne hinzusehen, wusste Suzanne, dass ihre Freundin vor unterdrücktem Lachen fast platzte. Sie sah zur Seite. Camille schüttelte sich und prustete dann los.

»Ich weiß, warum sie das macht. Sie schickt die Fotos nach Amerika, um einen Mann zu finden. Das machen viele Frauen so. Ich habe in der Zeitung gelesen, dass es in New York richtige Heiratsbörsen gibt und Männer sich aus dem Katalog eine Ehefrau in Europa bestellen.«

»Du glaubst doch selbst nicht, dass Tante Madeleine so etwas tun würde!«

Camille schüttelte den Kopf. »Du hast recht. Obwohl deine Tante immer für eine Überraschung gut ist«, sagte Camille. »Sie ist zwar wunderschön und hat viele Verehrer, hat aber nie geheiratet. Sie zieht sich an, als wolle sie in die Oper, geht dann aber in die Kirche. Sie glaubt an die Bibel, und gleichzeitig vertraut sie jedem dahergelaufenen Scharlatan, der ihr den Weltuntergang verspricht. War deine Mutter genauso? Ich meine, weil sie doch ihre Schwester war.«

Suzanne senkte den Blick. Sie redete nicht gern über ihre Mutter. Wie sollte sie über jemanden sprechen, über den sie praktisch gar nichts wusste? Und doch war ihre Freundin die Einzige, mit der sie darüber reden konnte, denn niemand verstand sie besser als Camille, die ohne Vater aufwuchs. Manchmal überlegten sie, was schlimmer war, ein Leben ohne Vater oder ohne Mutter. Sie waren übereingekommen, dass Suzanne ärmer dran war, denn sie hatte ihre Mutter nicht einmal kennenlernen dürfen. »Bei der Geburt gestorben«, so hieß es. Suzanne hatte das mitleidige Blicke eingebracht, geflüsterte Bemerkungen hinter vorgehaltener Hand, und die Ermahnung des Lehrers an ihre Mitschüler, »Rücksicht auf unsere arme Suzanne zu nehmen«.

»Bei der Geburt gestorben«, das hieß, niemanden zu haben, dem sie ihren geheimsten Kummer, die brennendsten Geheimnisse erzählen konnte. Niemanden, der ihr abends im Bett Geschichten erzählte und ihr Kinderlieder und Reime beibrachte. Niemand, der ihr liebevoll eine kühle Hand auf die Stirn legte, wenn sie krank war. Es hieß, dass immer etwas fehlte, dass sie nicht so war wie die anderen.

Bei Camille lagen die Dinge anders. Ihre Mutter hatte sich vor einigen Jahren von ihrem Vater scheiden lassen, weil er eine Mätresse hatte. Camille hatte Suzanne erst erklären müssen, was das Wort bedeutete. »Er hat meiner Mutter geschworen, dass er ihr von nun an treu sein würde, aber sie war zu verletzt«, hatte Camille gesagt. Doch ihr Vater lebte wenigstens, und einmal im Jahr fuhren sie und ihre Schwestern nach Draguignan, um ihn zu besuchen.

»Meiner Mutter wäre bestimmt niemals dieser Unsinn mit dem Weltuntergang eingefallen«, platzte es aus Suzanne im Brustton der Überzeugung hervor.

Die Bemerkung provozierte bei Camille einen neuerlichen Lachanfall. Vor sieben Jahren, als das neue Jahrhundert bevorstand, hatte Madeleine fest an den Weltuntergang geglaubt. »So steht es in der Bibel«, hatte sie gesagt. Tag für Tag hatte sie gebetet, stundenlang auf der Orgel gespielt und sich auf das Ereignis vorbereitet. Sie hatte alle Lebensmittel verbraucht und keine neuen gekauft, sie hatte sogar alle Hühner geschlachtet.

Suzanne war damals fast zehn Jahre alt gewesen. Sie hatte nicht genau verstanden, was passieren sollte, aber sie machte sich auf etwas ganz Schreckliches gefasst. Am letzten Abend des alten Jahrhunderts lag sie in ihrem Bett und betete. Trotz ihrer Angst schlief sie irgendwann ein, und als sie am Neujahrstag 1900 erwachte, wusste sie im ersten Moment nicht, ob sie tot war oder noch lebte. Als sie es in der Küche rumoren hörte, stand sie vorsichtig auf. Es hätte sie nicht gewundert, wenn die Engel der Finsternis dort ihr Unwesen getrieben hätten. Doch am Herd stand ihr Vater und schimpfte, weil es weder Kaffee noch Milch gab. Suzanne war vor Erleichterung in Tränen ausgebrochen.

Die Erinnerung an diesen Morgen ließ Suzanne tief aufseufzen. »Also gut«, meinte Camille schließlich, nachdem sie sich wieder beruhigt hatte. »Du wirst Fotografin, übernimmst den Laden von Monsieur Felix oder kommst zu mir nach Paris.«

Wieder seufzte Suzanne traurig. »Das erlaubt meine Tante nie.«

Wie Suzanne es erwartet hatte, kam es in den folgenden Wochen immer wieder zu erbitterten Streitigkeiten zwischen ihr und ihrer Tante, sobald die Sprache auf Monsieur Felix und ihren Wunsch kam, bei ihm zu arbeiten.

»Kommt nicht infrage«, sagte Madeleine. »Wozu soll das gut sein? Du bist ein Mädchen und wirst irgendwann heiraten. Und bis dahin bleibst du schön bei deinem Vater und mir. Es gibt genug zu tun im Haus und im Garten, und ich werde schließlich auch nicht jünger ... Und außerdem, was sollen die Leute sagen, wenn du den ganzen Tag mit einem Mann allein bist!«

»Tante Madeleine, er ist uralt!«, rief Suzanne und verfolgte hartnäckig ihr Ziel, zum ersten Mal in ihrem Leben. Je länger sie darüber nachdachte, um so wichtiger wurde für sie die Aussicht, Fotografin zu werden.

»Du hast nicht über mich zu bestimmen. Du bist nicht meine Mutter«, sagte sie leise, aber Madeleine hatte es dennoch gehört.

Sie schnappte nach Luft. »Nach allem, was ich für dich getan habe!«

Suzanne senkte den Blick und erwartete die übliche Litanei, die sie schon so oft gehört hatte.

Was sollte sie nur tun? Sie war noch minderjährig, und ohne die Einwilligung ihrer Tante oder ihres Vaters waren ihr die Hände gebunden. Sie hatte versucht, mit ihrem Vater zu reden, doch er hatte ihr nicht einmal richtig zugehört. Auch das hatte sie vorausgesehen. Patrick Godard war kein Mann für Gespräche. Früher sei ihr Vater anders gewesen, immer lustig und gern unter Menschen, das hatte ihr Caspar Michaud einmal gesagt. Aber nach dem Tod seiner Frau hatte er sich völlig zurückgezogen und verließ kaum noch das Haus. »Anfangs haben wir sogar befürchtet, er würde vor Kummer verrückt werden. Deshalb ist auch deine Tante Madeleine ins Haus gekommen, denn dein Vater hat sich geweigert, sich um dich zu kümmern, und du warst damals ja noch ein Baby.«

»Es geht um meine Zukunft. Ich will hier nicht mein Leben vergeuden«, rief Suzanne

und stellte den Teller mit einem lauten Knall auf den Tisch.

Madeleine fuhr wütend zu ihr herum. »Dein Leben vergeuden? Du meinst, so wie ich? Was wäre denn aus dir geworden, wenn ich einfach gegangen wäre?«

»Ich habe dich nicht dazu gezwungen«, wagte sie leise zu erwidern.

»Nein, du nicht. Aber deine Mutter, die hat sich aus dem Staub gemacht!« Ihre Stimme überschlug sich plötzlich, und Suzanne erschrak. Noch nie hatte sie ihre Tante so außer sich gesehen.

»Aber sie ist bei meiner Geburt gestorben. Das kannst du ihr doch nicht zum Vorwurf machen!«, rief Suzanne, die das seltsame Gefühl beschlich, dass hier etwas nicht stimmte.

Bevor ihre Tante etwas erwidern konnte, war die scharfe Stimme ihres Vaters zu hören: »Madeleine! Kein Wort mehr!« Mit einem warnenden Blick brachte er seine Schwägerin zum Schweigen.

Wann hat er das Zimmer betreten?, fragte sich Suzanne.

Stumm stand Madeleine auf und verließ mit steifen Schritten den Raum.

Suzanne glaubte nicht, was sie da sah und hörte. »Wie meint Tante Madeleine das, dass Mama sich aus dem Staub gemacht hätte?«, fragte sie ihren Vater. Angst kroch plötzlich in ihr hoch. Aus dem Staub machen, das hieß doch, sich seiner Verantwortung entziehen, abhauen. Ihre Mutter hatte kein Grab auf dem Friedhof von Fayence, aber auf ihre Fragen hin hatte ihr Vater ihr gesagt, sie sei neben ihren Eltern in Draguignan beerdigt. Suzanne hatte das nie infrage gestellt, bis heute.

»Bitte, Vater, sag mir, wie Tante Madeleine das gemeint hat«, bat sie.

»Gar nichts hat sie gemeint«, brummte er. »Und du gehst meinetwegen zu diesem Fotografen. Aber du kümmerst dich nach wie vor um die Hühner.«

Suzanne holte Luft, um etwas zu erwidern, doch er hob abwehrend seine riesigen Hände und brachte sie zum Schweigen.

»Schluss jetzt! Ich will es so«, sagte er und wandte sich ab. Er verließ das Haus und schloss die Tür hinter sich.

Suzanne blieb allein am Küchentisch zurück. Sie ahnte, dass an diesem Tag eine Gewissheit Risse bekommen hatte. Und sie wusste nicht, ob sie gerade einen Sieg errungen hatte oder ob etwas in ihrem Leben zerbrochen war.

Die nächsten Monate wurden Suzanne lang, und ungeduldig wartete sie auf den Jahreswechsel. Dann, am 1. Februar 1908, machte sie sich zum ersten Mal auf den Weg zu ihrer Arbeit nach Seillans. Sie war ganz aufgereggt und fühlte sich plötzlich sehr erwachsen. Am Vorabend hatte ihre Tante ihr ein neues Kleid hingelegt, das Kleid einer Erwachsenen, ein dunkler langer Rock zu einem gestreiften Oberteil. Und zum ersten Mal baumelte ihr Haar nicht in einem dicken Zopf auf dem Rücken. »Das geht in deinem Alter nicht mehr«, hatte Madame de Coligny-Senas zu ihr gesagt und ihr gezeigt, wie sie die Strähnen abteilen und zu einem dicken Knoten am Hinterkopf feststecken sollte. »Nicht zu fest, das wirkt alt, aber auch nicht allzu verspielt«, hatte sie gesagt und die Frisur mit einigen Haarnadeln befestigt.

Als sie an diesem für sie so wichtigen Morgen in den Spiegel sah, kam sie sich gereift

vor. Die neue Frisur, die sie ungefähr so hinbekommen hatte, wie Camilles Mutter es ihr gezeigt hatte, und das neue Kleid ließen sie älter wirken. Sie warf sich selbst einen herausfordernden Blick zu und nahm das Schultertuch vom Stuhl. Vor dem Spiegel wollte sie sich den Schal in einer anmutigen Bewegung umwerfen, wie sie es bei ihrer Tante gesehen hatte, doch es misslang ihr. Sie verhedderte sich in dem Tuch und hätte beinahe ihre Frisur zerstört. Erst der zweite Versuch glückte. Noch ein letzter Blick in den Spiegel, und sie ging in die Küche hinunter, um noch schnell einen Kaffee zu trinken.

Als sie den Raum betrat, blickte ihr Vater auf und erstarrte. Er biss die Zähne so fest aufeinander, dass seine Kieferknochen deutlich hervortraten. Suzanne las Erschrecken und Fassungslosigkeit in seinen Augen und sah ihn fragend an. Doch schnell hatte sich Patrick Godard wieder in der Gewalt. Er stand auf, um mit schweren Schritten ins Wohnzimmer zu gehen, und sie hörte, wie er eine Schublade öffnete und wieder schloss. Dann kehrte er in die Küche zurück.

»Für dich«, sagte er heiser und reichte ihr eine lederne Tasche, die auf der Vorderseite eine Stickerei in Rot und Gold hatte. »Für deinen Kittel und das Mittagessen.«

Suzanne war noch immer verwirrt von seiner heftigen Reaktion bei ihrem Anblick. Noch nie hatte ihr Vater sie auf diese Weise angesehen, es kam ihr sogar vor, als würde er sie zum ersten Mal richtig wahrnehmen. Gleichzeitig rührte sein Geschenk sie beinahe zu Tränen. Sie machte einen Schritt auf ihn zu und wollte ihn umarmen, doch er wusste das zu verhindern. Mit einer schnellen Bewegung war er zurück am Tisch und ließ sich auf seinem Platz am Kopfende nieder, sodass sie nur noch seinen breiten Rücken sah und hörte, wie er geräuschvoll seinen Kaffee trank.

Als ihre Tante sie sah, schien auch sie zu erschrecken. »Du siehst aus wie sie«, entfuhr es ihr. In diesem Augenblick verstand Suzanne die Reaktion ihres Vaters: Er hatte für eine Sekunde geglaubt, seine Frau stehe vor ihm. Sie wusste nicht, ob sie sich darüber freuen sollte oder nicht. Eigentlich war es doch etwas Schönes, wenn eine Tochter ihrer Mutter ähnlich sah, oder nicht? Was verheimlichten Tante Madeleine und ihr Vater ihr?

Nachdenklich machte sie sich auf den Weg. Um sich abzulenken, versuchte sie sich vorzustellen, wie die Zusammenarbeit mit Monsieur Felix sein würde. Er war jedenfalls nett und herzlich, das hatte sie bei der ersten Begegnung gefühlt und auch bei dem Gespräch, das sie zur Einstellung mit ihm geführt hatte.

»Frag ihn, wie er richtig heißt«, hatte Camille ihr mit auf den Weg gegeben. »Ich will wissen, wie er ausgerechnet in so ein armseliges Dorf wie Seillans gekommen ist. Ich mache eine Romanfigur aus ihm.« Das war Camilles neueste Idee: Sie wollte Schriftstellerin werden und sortierte die Menschen in ihrer Umgebung danach ein, ob sie als Figuren taugten oder nicht.

»Und? Habe ich eine Chance, als Figur in einer deiner Geschichten aufzutauchen?«, hatte Suzanne gefragt.

Camille hatte den Mund verzogen und gemeint: »Du kannst eine Rolle als Landpomeranze bekommen.«

Als Suzanne sie daraufhin in die Seite geknufft hatte, hatte sie sich korrigiert. »Landpomeranze mit Entwicklungschancen.«

»Ich werde ihn nach seinem Namen fragen«, sagte sie zu sich selbst, während sie nun